

Lebensgeschichten auf der Haut

Warum lassen sich heute so viele (religiöse) Bekenntnisse auf die Haut tätowieren? Und welche Geschichten erzählen sie?

Seiten 2-7

Aus für «Kloster zum Mitleben»
Seite 9

Ostschweizer Dokfilm
über Zuversicht

Seiten 10-11

Editorial

Jeden Sommer, wenn die Mäntel und Pullover zuhause bleiben und alle wieder mehr Haut zeigen, sind noch mehr Rücken, Arme und Beine tätowiert. Welches Tattoo-Motiv würden Sie sich auf die Haut stechen lassen? Einen Spruch, ein abstraktes Symbol oder sogar ein religiöses Bekenntnis? Egal welches Geschlecht, welches Alter oder welche Berufsgattung – Menschen aus allen Milieus haben heute Tattoos. Die Vorurteile gegenüber Menschen mit Tattoos sind in den letzten Jahren verschwunden. Sowieso: Tätowierungen sind keine Erfindung aus der Gegenwart, selbst in der christlichen Spiritualität gab es vor Jahrhunderten schon die Tradition, sich etwas auf die Haut stechen zu lassen. Christliche Gläubige, die nach Jerusalem pilgerten, liessen sich am Ziel ein Pilger-Tattoo stechen. Diese Tradition besteht bis heute.

Die meisten entscheiden sich nach reiflicher Überlegung für ein Tattoo – egal, wie gross es wird oder auf welcher Partie des Körpers es landet. Christoph Brems (S. 3–7) bezeichnet Tätowierungen als «Kommunikationsmittel». Häufig stecken hinter ihnen spannende Lebensgeschichten. Warum nicht diese Gesprächseinladung annehmen und vielleicht auch gerade in der Badi andere auf ihr Tattoo ansprechen?



Stephan Sigg

Leitender Redaktor
sigg@pfarreiforum.ch

Inhalt

THEMA

Das Leben unter die Haut gemalt

Seiten 3–6

Der Zeichensetzer mit Tiefgang

Seite 7

«Ich wuchs glücklich auf»

Seite 8

Abschied vom Kloster Rapperswil

Seite 9

Neuer Film von Thomas Lüchinger

Seiten 10–11

Leserfrage

Seite 11

Kinderseite

Seite 12

Nachrichten

Seite 13

Medientipps & Agenda

Seiten 14–15

Meine Sicht

Seite 15

Zu Besuch in ...

Seite 16

Das Leben unter die Haut gemalt

Ob auffällig oder fein und kaum sichtbar: Tätowierungen symbolisieren für viele Personen wie etwa Matthias Wenk das, was ihnen am wichtigsten im Leben ist. →



Text: Nina Rudnicki /
Stephan Sigg
Bilder: Ana Kontoulis

Ob ein Löwe auf dem Oberarm, eine Trauerweide auf dem Unterschenkel oder Jesus auf dem Rücken: Das Pfarreiform hat drei Personen aus dem Bistum St.Gallen gefragt, was ihnen ihre Tätowierungen bedeuten und warum sie sich für diese Motive entschieden haben.

Länger als zwei Stunden am Stück hältst du das nicht aus, das ist sehr schmerzhaft», sagt Christoph Brems aus Grub SG (siehe Titelseite). Es ist bereits sein siebter Termin im St. Galler Tattoo-Studio von Pele Brunner. Das Jesus-Motiv auf seinem Rücken nimmt Monat für

Monat Gestalt an. «Ich habe mich bewusst dafür entschieden, dass das Tattoo über einen längeren Zeitraum entsteht. Es muss nicht von heute auf morgen fertig sein.» Er hat dem Tätowierer keine einfache Aufgabe gestellt: Es handelt sich um ein Cover-up – das neue Tattoo soll ein altes über-

decken. «Das alte Tattoo hatte ich mir vor zwanzig Jahren stechen lassen. Da war ich ein ganz anderer Mensch und an einem ganz anderen Punkt im Leben», erzählt Brems. Bei einem Untersuchung kam vor einigen Jahren heraus, dass er zeugungsunfähig sei. Und jetzt ist er doch vor



← Auf seine Tätowierungen wird Matthias Wenk selten angesprochen. Er sagt: «Für Kinder und Jugendliche scheint es nichts Aussergewöhnliches zu sein und ältere Personen erlebe ich diesbezüglich als sehr dezent.»

zwei Jahren Vater einer Tochter geworden. «Das war für mich ganz klar ein Zeichen», sagt er, «ich habe durch dieses Ereignis zum Glauben zurückgefunden. Bei der Taufe meiner Tochter ist mir bewusst geworden, dass ich jetzt ein ganz anderer Mensch bin und dies auch mit einem klaren Zeichen sichtbar machen möchte. Es stand für mich schnell fest, dass ich mir ein christliches Symbol auf den Rücken stechen lassen möchte.» Online machte er sich auf die Suche nach geeigneten Motiven. «Doch es war gar nicht so einfach, einen Tätowierer zu finden», erklärt der 54-Jährige, «mehrere sagten mir ab, weil sie sich das Cover-up nicht zutrauten.» Das Motiv auf seinem Rücken sei ein deutliches Statement. «Für mich haben Tattoos auch mit Kommunikation zu tun. Sie teilen anderen mit, was einem wichtig ist oder woran man sich orientiert.»

Drei Punkte als Dreieck zwischen Daumen und Zeigefinger: Diese Tätowierung sah Matthias Wenk vor drei Jahren auf dem Handrücken einer Mitarbeiterin in einer Berliner Bar. «Diese kleine

und feine Tätowierung gefiel mir so gut, dass ich wusste, dass ich etwas Ähnliches haben wollte», sagt der St. Galler Seelsorger. Die drei Punkte hätten auf den ersten Blick symbolisiert, was für ihn zu den wichtigsten Dingen im Leben gehört. «Sie stehen für die Dreifaltigkeit und das christliche

«Die Haut ist unsere Verbindung zur Umwelt. Wieso sollten wir sie nicht für Botschaften nutzen?»

Verständnis von Gott. Zugleich stellen sie die drei Werte Glaube, Liebe und Hoffnung dar, wie sie Paulus im Hohelied der Liebe beschreibt», sagt er. «Und dann symbolisieren die drei Punkte auch meine Familie, also meine Frau, meine Tochter und mich.» Wenn Matthias Wenk nicht über die drei Punkte, die er sich mittlerweile oberhalb des linken Handgelenks hat tätowieren lassen, sprechen würde, würden diese einem kaum auffallen. «Meine Schülerinnen und Schüler im Religionsunterricht dachten anfangs auch, es seien Filz-

stift-Punkte. Erst nach einiger Zeit realisierten sie, dass es sich um eine Tätowierung handelt und fragten nach», sagt Matthias Wenk. Er erhalte allerdings nur selten Reaktionen auf seine Tätowierungen. «Für Kinder und Jugendliche scheint es nichts Aussergewöhnliches zu sein und ältere Personen erlebe ich diesbezüglich als sehr dezent.» Dann erzählt er von einem Vater, den er an einem Taufgespräch kennengelernt hatte. Dieser sei so begeistert von der Bedeutung der Tätowierung gewesen, dass er ihm nach der Taufe eine gerahmte Zeichnung der drei Punkte sowie der Worte Glaube, Liebe, Hoffnung geschenkt habe.

Der Leib als Gottes Tempel

Tätowierungen sind für Matthias Wenk eine Möglichkeit, über seinen Körper nach aussen zu tragen, was ihm wichtig und was bleibend ist. «Die Haut ist unsere Verbindung zur Umwelt. Wieso sollen wir sie also nicht für Botschaften nutzen?», sagt der 44-Jährige. Ob die Bibel dies nun gutheisse oder nicht, sei für ihn nicht rele-

vant. «So heisst es in der Bibel, der Leib sei Gottes Tempel. Wenn wir diesen Tempel also verschönern, dann ist das in meinen Augen eine Aufwertung. Auch die Kirchen sind ja nicht leer, sondern mit Wandmalereien verziert.» Abgesehen davon sei ihm das Körperliche nicht so wichtig, dass er Angst habe, seine Tätowierungen könnten eines Tages nicht mehr so gut aussehen. Etwas anders sehe das seine 16-jährige Tochter, die ihn regelmässig zu Krafttraining überreden möchte, damit seine Tätowierungen auch in zwanzig Jahren noch gut aussehen.

Als erste Person tätowiert

Auf seinem Oberarm trägt Matthias Wenk seine erste Tätowierung. Diese liess er sich als Mitte 20-Jähriger von einer Freundin stechen. «Sie war Kunstlehrerin, schnitzte Birkenhäuschen und brachte sich immer wieder andere kunsthandwerkliche Techniken bei, bevor sie sich selbst zur Tätowiererin weiterbildete», sagt er. Als sie nun nach einer Person für ihre erste Tätowierung suchte, sagte Mat-

thias Wenk zu. Damals war er Theologiestudent an der Universität Münster in Westfalen. In den Büchern der Bibliothek suchte er nach Symbolen, die ihm gefallen könnten. Schliesslich entdeckte er im Markusevangelium eines Codex aus Irland einen Löwen, der Kraft und Freiheit symbolisierte. Das Tätowieren selbst wurde blutig. «Vom vielen Blut auf meinem Oberarm verwischte die ganze Zeichnung, so dass meine Freundin meinte, sie müsse die Tätowierung freihand vollenden. Da

«Ich merke, dass viele Jugendliche Tätowierungen als eine Form verstehen, um Lebensfreude auszudrücken.»

sie Zeichnungslehrerin war, vertraute ich ihr», sagt Matthias Wenk. Bereut hat er das bis heute nicht.

Sich selbst sein

Wie für Matthias Wenk sind Tätowierungen auch für Andrea Richner aus Staad eine Möglichkeit,

nach aussen zu zeigen, was ihr wichtig ist. «Ich wusste schon mit 18 Jahren, dass ich mir mein Sternzeichen, den Skorpion, tätowieren lassen möchte», sagt die 46-Jährige, die als Jugendarbeiterin in der St.Galler Pfarrei St.Otmar arbeitet. «Skorpione gelten als schwierig, stachelig und giftig. Aber ich war schon immer gerne so wie ich bin und wollte mit der Sternzeichentätowierung zeigen, dass ich stolz darauf bin.» Bis sich Andrea Richner tatsächlich tätowieren liess, vergingen allerdings 15 Jahre. Zunächst galt es, ein Symbol des Skorpions zu finden, das ihr gefiel. Darauf stiess sie per Zufall in einem Magazin, in welchem der Skorpion als Schriftzeichen dargestellt war. Nachmals einige Zeit brauchte sie, um sich für ihren Hals als passende Stelle für die Tätowierung zu entscheiden.

Jahrelang auf Suche

Mittlerweile hat Andrea Richner vier Tätowierungen. Nebst dem Skorpion auf ihrem Hals, zieren ein Kreuz, ein Herz und ein Anker ihren Oberarm. Auf ihrem Unterarm ist ihr Lebensmot-

Immer auf sich tragen zu können, was einem wichtig ist, ist für Andrea Richner einer der wichtigsten Gründe für eine Tätowierung.





← Christoph Brems hat die Vorlage für sein neues Tattoo online gefunden. Es ist für ihn ein Glaubensbekenntnis.



to Carpe Diem zu sehen. Und auf dem Unterschenkel sind eine Trauerweide und Vögel zu sehen, die wegfliegen. «Gemeinsam ist allen meinen Tätowierungen, dass ich immer zuerst den Wunsch nach einer neuen Tätowierung hatte, bevor ich wusste, welche Körperstelle ich tätowieren wollte. Das ging einher mit dem Wunsch, dass ich etwas neues oder besonderes ausdrücken wollte», sagt sie. Oft seien aber Jahre vergangen, bis sie eine konkrete Form dafür gefunden habe. «Hatte ich mich für ein Motiv entschieden, stellte sich immer die Frage, wo ich es würde tätowieren lassen», sagt sie.

Lebensfreude ausdrücken

Auf ihre Tätowierungen angesprochen zu werden, stört Andrea Richner nicht. «Für die Oberstufenschüler und -schülerinnen ist es kein Thema. Sie sind in einem Alter, in dem sie das einfach nicht interessiert», sagt sie. Anders sei dies hingegen in den Jugendverbänden, wo Andrea Richner als Präses mit Jugendlichen ab 16 oder 17 Jahren zu tun hat. «Oft fragen sie mich nach der

Bedeutung, ob ich Schmerzen hatte oder ob ich es wieder tun würde», sagt sie. «Und ich merke, dass viele Jugendliche Tätowierungen als eine Form verstehen, um Lebensfreude auszudrücken.» Kürzlich wurde Andrea Richner während einer Wanderung von einer älteren Frau auf ihre Oberarmtätowierung angesprochen. Dieser gefiel vor allem die Idee, ein Holzkreuz auf diese Weise mit sich zu tragen. «Für mich persönlich symbolisiert das Holzkreuz zusammen mit dem Herz und dem Anker (Glaube, Liebe und Hoffnung). Meine Liebe zu Jesus, die Hoffnung auf die Auferstehung und den Glauben an mich selbst und an meine Kinder, etwa dass sie ihren Weg gehen werden», sagt sie.

Das Lebensmotto vor Augen

Für Andrea Richner ist jede Tätowierung einzigartig. Gerade das Einzigartige kann aber auch das Verbindende sein. Als Beispiel erzählt sie von ihrem Familienhund Flo. Als dieser vor einigen Jahren starb, war ihr und ihren vier erwachsenen Kindern klar, dass sie Flo auf ihrem Körper ver-

ewigen lassen wollten. «Mein Sohn tätowierte sich einen Fussabdruck von Flo auf den Oberschenkel, während sich meine Tochter für einen Schriftzug mit Herz auf ihrem Brustkorb entschied», sagt sie. Auch für Andrea Richner wird es wahrscheinlich die nächste Tätowierung sein. Wie genau diese aussehen wird, weiss sie aber noch nicht.

Immer auf sich tragen zu können, was einem wichtig ist, ist für Andrea Richner einer der wichtigsten Gründe für eine Tätowierung. Die Trauerweide mit ihren zartgrünen Blättern im Frühling ist für sie der schönste Baum, den es gibt. Ihre Kinder – die Vögel – sind für sie das Wichtigste. «Ich lebe im Hier und Jetzt. Wenn ich mich beschreiben müsste, würde ich sagen, ich bin eine, die immer schaut, was sie aus einer Situation machen kann. Eine, die reagiert», sagt Andrea Richner und streicht über ihren Unterarm. Carpe Diem – nutze den Tag – steht dort. «An dieser Stelle kann ich mein Lebensmotto immer sehen», sagt sie.

Der Zeichensetzer mit Tiefgang

Ein Engel, ein Kreuz oder Jesus in die Haut stechen lassen? – Anfragen, die dem renommierten Tätowierer Pele Brunner nicht unbekannt sind. «Oftmals stecken hinter diesen Tattoo-Motiven Geschichten von Menschen, die sich im Umbruch befinden und ihr persönliches Wertesystem sichtbar verewigen möchten», so der St. Galler.

Tattoos sind längst nicht mehr ein Statement gegen das Spiessertum: «Ich sehe sie eher als Tagebuch auf der Haut», so Pele Brunner. Der 55-Jährige ist einer der dienstältesten Ostschweizer Tätowierer und hat die Szene über Jahrzehnte wesentlich mitgeprägt. Knapp zwanzig Jahre lang hat er das Tattoo-Studio «Skin Deep Art» beim St. Galler Marktplatz geführt und dieses per Ende 2020 verkauft. Seither arbeitet er alleine in einem Studio an der Spisergasse, das mehr an eine Privatwohnung als an ein Tattoo-Studio erinnert. «Meiner Gesundheit zu liebe habe ich vor zwei Jahren damit begonnen, mein Leben zu entschleunigen.» Der rastlose Lebemensch von einst ist einem reflektierten Mann gewichen, der mit sich im Reinen zu sein scheint.

«Das Tattoo-Handwerk fasziniert mich noch immer. Nun kann ich mich aber wieder mehr auf die Essenz konzentrieren und mich stärker mit der tieferen Bedeutung und dem Erlebnis des Tätowierens befassen», schildert der St. Galler seine Beweggründe, sich beruflich neu zu ortieren.

Verewigte Lebenswendungen

Zäsuren wie Trennungen, Krankheit, die Geburt des eigenen Kindes oder Volljährigkeit sind die häufigsten Gründe, weshalb sich jemand bei Pele Brunner ein Tattoo stechen lassen will. «Das Gros meiner Kunden lässt sich in zwei Gruppen einteilen: Da ist einerseits die jüngere Klientel, die mit einem Tattoo ihre Unabhängigkeit und Selbstbestimmung zeigen will. Und dann gibt es viele Ü50-er, die sich im Umbruch in eine neue Lebensphase befinden.» Es gehe den meisten darum, das per-

«Er befindet sich viel mehr an einer persönlichen Schwelle, die er so verarbeitet.»

sönliche Wertesystem auf der Haut zu verewigen. Ab und zu geschieht dies in Form von religiösen Symbolen. So lässt sich aktuell ein Kunde von Pele Brunner ein rückendeckendes Bild stechen mit Jesus, Kreuz, Rosenkranz und Totenkopf. «Dieser Mann ist kein religiöser Mensch im klassischen

Sinn. Er befindet sich viel mehr an einer persönlichen Schwelle, die er so verarbeitet und auf der Haut in sein Tagebuch eintragen will», hält der Tattoo-Altmeister fest. Viele seien wohl froh, in Zeiten der Ungewissheit wenigstens in diesem Lebensbereich alles unter Kontrolle zu haben.

Letztes Tattoo: Lotusblume

Beim eigenen Körper wird Pele Brunner in Sachen Tattoos immer zurückhaltender. Das letzte – eine Lotusblume auf dem linken Unterschenkel – liess er sich vor zwei Jahren machen. Die Blüte steht für Transformation, Reinheit, Liebe und spirituelle Erleuchtung. «Ich stelle in meinem persönlichen Umfeld fest, dass viele in meinem Alter an einem ähnlichen Punkt stehen und

mit ihren neuen Tattoos ein andauerndes Zeichen setzen, wofür sie stehen und wie sie gesehen werden möchten.»

Text: Rosalie Manser

Bild: Ana Kontoulis

→ Pele Brunner hat sein Leben in den vergangenen zwei Jahren umgekrempelt. In seinem Einmann-Studio kann er sich intensiver mit seinen Kunden und deren Wünschen auseinandersetzen.



«Ich wuchs glücklich auf»

«Bauen wir eine Welt, in der die Kinder leben können.» So das Credo von Walter Robert Corti, der vor 75 Jahren das Kinderdorf Pestalozzi in Trogen ins Leben rief. Eine der ersten Bewohnerinnen der Institution, die Kriegskindern und -waisen eine neue Heimat gab, war Leena Gemperle. Am 24. Mai 1948 kam die heute 82-Jährige in Trogen an.

Wir lebten im finnischen Haus Jukola sehr geborgen wie eine grosse, zwanzigköpfige Familie», fasst Leena Gemperle ihre Zeit im Kinderdorf Pestalozzi zusammen. Die heute 82-Jährige hatte keinen einfachen Start ins Leben. Mitten in die Wirren des Zweiten Weltkrieges auf einer kleinen Insel im Südwesten Finnlands geboren, war sie zusammen mit ihren drei älteren Geschwistern schon bald auf sich alleine gestellt: Der Vater fiel 1940 an der Ostfront. 1946 starb nach langer Krankheit auch die Mutter. «Wir hatten einen kleinen Bauernhof, mit dem wir uns selbst versorgten. Nach dem Tod unserer Mutter suchte die Gemeinde nach einer Lösung für mich und meinen zwei Jahre älteren Bruder Pertti.» Die ältesten zwei Geschwister waren damals schon fast volljährig.

Keine exotischen Samis

Das Angebot aus der Schweiz, finnische Waisenkinder im Kinderdorf Pestalozzi aufzunehmen, erwies sich für Leena Gemperle als Glücksfall, auch wenn ihr damals das Verlassen ihrer Heimat sehr schwerfiel. Im Mai 1948 ging es zusammen mit Pertti, einem Lehrerehepaar und 14 anderen Kindern via Helsinki mit dem Schiff nach Stockholm, von dort per Bahn durch Deutschland bis nach Basel. Dort ass Leena Gemperle nach einem Gesundheitscheck zum ersten Mal in ihrem Leben eine Orange und eine Banane. Danach folgte die letzte Etappe nach Trogen. «Fast das ganze Dorf empfing uns am Bahnhof. Die Leute dachten, wir kämen aus Lappland und dass wir die bunten, samischen Trachten tragen würden. Sie waren fast ein wenig enttäuscht, als ganz normal aussehende Blondsöpfe aus dem Zug ausstiegen.»

Sprache und Traditionen

Leena Gemperle und die übrigen finnischen Kinder zogen ins Haus Jukola ein. Einem Lehrerehepaar aus der Heimat oblag die Leitung des Hauses. «Die beiden wurden schnell zu unseren empathischen Ersatzeltern. Es war eine sehr schöne Zeit. Wir hatten alle unsere Ämtli, assen und spielten zusammen und gab es Probleme, wurden diese gemeinsam am Tisch besprochen. Alle zwei Jahre durften wir in den Sommerferien nach Hause reisen. Das andere Jahr ging ich in den Landdienst.» Der Unterricht erfolgte nach dem finnischen Lehrplan und auch die Traditionen und Bräuche aus der Heimat wurden in Trogen hochgehalten. Die volljährigen Bewohnerinnen und Bewohner soll-

ten als Friedensbotschafter in die Heimat zurück und sich dort für ein friedliches Zusammenleben – unabhängig von Herkunft oder Religion – engagieren. Leena Gemperle erhielt nach der Sekundarschule eine Ausnahmegewilligung. Da es für sie damals in Finnland keine Ausbildungsmöglichkeit als Schneiderin gab, durfte sie während ihrer Lehrzeit an der Frauenarbeitsschule in St. Gallen weiterhin im Kinderdorf leben. Während den Mittagspausen in St. Gallen lernte sie ihren späteren Ehemann Norbert kennen.

Beste Freunde sind Ehemalige

Nach der Lehre musste Leena Gemperle für rund ein Jahr zurück in ihre alte Heimat, weil sie noch nicht 21 Jahre alt und somit nach damaligem Recht nicht volljährig war. «Obwohl es schön war, die Geschwister und Verwandten wieder einmal zu sehen, sehnte ich mich nach meinem Leben in der Schweiz zusammen mit Norbert.» Mit ihm zog sie vier Kinder gross. Seit einigen Jahren wohnen Leena und Norbert Gemperle am Bodensee. Auch wenn die Zeit im Kinderdorf Pestalozzi lange zurückliegt, sind Leena Gemperle diese elf Jahre nach wie vor in bester Erinnerung. «Unsere engsten Freunde sind ehemalige Bewohnerinnen und Bewohner des Pestalozzi-Dorfes.

Wir haben uns nie aus den Augen verloren und besuchen uns regelmässig in unseren jeweiligen Heimatländern.» Ihre Kindheit und Jugend in Trogen habe sie zu einem unvoreingenommenen Menschen wachsen lassen. «Diesen Geist spüren wir auch bei unseren Kindern und Enkelkindern.» Die Idee von Kinderdorfgründer Walter Robert Corti trägt augenscheinlich auch nach 75 Jahren ihre Früchte.

Text: Rosalie Manser

Bild: Carmen Wueest, Appenzeller Verlag

75 JAHRE KINDERDORF

Aufgrund des Zweiten Weltkrieges rief der Schriftsteller Walter Robert Corti 1944 zur Schaffung eines Dorfes für Kriegskinder auf. 1945 konnte die «Vereinigung Kinderdorf Pestalozzi» gegründet werden. Aktuell ermöglicht die Stiftung in zwölf Ländern Kindern den Zugang zu Bildung.

→ www.pestalozzi.ch



↑ Leena Gemperle mit einem Bild, das sie im Mai 1948 auf ihrer Reise nach Trogen zeigt.



↑ Sr. Rosmarie (links) und Sr. Ursula verlassen Ende August das Kloster Rapperswil. Es warten neue Herausforderungen auf sie.



↑ Die beiden Ordensfrauen haben in Rapperswil viele Menschen begleitet. Im Bild: Blick von der Kloster-Terrasse auf den Zürichsee.

«Der Abschied fällt nicht leicht»

Sr. Rosmarie und Sr. Ursula nehmen Abschied vom Kloster Rapperswil: Das Angebot «Kloster zum Mitleben» wird in diesem Sommer eingestellt – trotz grosser Nachfrage. Damit endet eine 23-jährige Zusammenarbeit zwischen Menzinger-Schwwestern und den Kapuzinern.

Ein Sommertag wie aus dem Bilderbuch. Die beiden Menzinger-Schwwestern Rosmarie Sieber und Ursula Raschle setzen sich auf die Terrasse des Klosters. Beim Blick auf den Zürichsee beginnen sofort die Erinnerungen an ihre Jahre im Kloster Rapperswil zu sprudeln. «Der Abschied fällt nicht leicht», sagt Sr. Ursula, gebürtige Ostschweizerin, «doch jetzt ist Zeit für etwas Neues.» Nach rund dreissig Jahren wird das Angebot «Kloster zum Mitleben» beendet. 2022 soll ein neues Angebot starten (siehe Kasten). «Die Verantwortlichen hätten es begrüsst, dass wir weiterhin dabei sind», hält Sr. Ursula fest, «aber wir haben gemerkt, dass jetzt jüngere Kräfte am Zug sind. Zudem schien es uns sinnvoller, dass die Neuausrichtung auch von neuen Verantwortlichen begleitet und geprägt wird.»

Innovatives Modell

Vor 23 Jahren begann in Rapperswil ein innovatives Kloster-Modell: Zwei Ordensfrauen leben gemeinsam mit den Kapuzinern. Das war nicht nur damals ein Novum. Dieses besondere Modell ist bis heute einzigartig in der deutschsprachigen Klosterlandschaft. «Wir haben uns immer sehr wohlgefühlt, wir erlebten das Miteinander wie Geschwister», sagt Sr. Rosmarie. Doch wie viele Klöster wurde auch die Gemeinschaft in Rapperswil in den letzten Jahren älter und kleiner. Manche Brüder zogen in andere Klöster. «Wir mussten aufpassen, nicht immer mehr in eine klassische Frauenrolle gedrängt zu werden», hält Sr. Rosmarie fest, «beispielsweise verliess uns der Koch und plötzlich waren wir auch noch für die Küche zuständig.»

Zeit für Gäste

Viele Suchende aus der Schweiz, aber auch aus dem benachbarten Ausland verbrachten kürzere und längere Aufenthalte im Kloster Rapperswil. Die Menzinger-Schwwestern haben sie begleitet und in den Seelsorgegesprächen viel über die Nöte und Sehnsüchte erfahren. «Die Nachfrage nach solchen Angeboten ist ungebrochen», sagt Sr. Ursula, «für viele ist es eine ganz wichtige Erfahrung, dass jemand Zeit für sie hat und ihnen zuhört. Manche verstanden selbst nicht, wie gross ihr Bedürfnis war, endlich mal alles erzählen zu können.» Es habe die beiden überrascht, was der Aufenthalt im Kloster bei manchen Gästen bewirkte und dass selbst in der kurzen Zeit eine Veränderung wahrnehmbar war. Mit manchen blieben sie auch noch nach ihren Aufenthalten im Kontakt – per Mail und Telefon. Eines hat nicht nur die Gäste, sondern auch die beiden Schwwestern immer wieder beeindruckt: «Das Kloster liegt zentral, ganz nah bei den Menschen. Doch sobald man die Klostertür hinter sich geschlossen hat, ist man wie in einer anderen Welt.»

Neue Aufgaben

Dem Neustart sehen die beiden Ordensfrauen optimistisch entgegen. Der Ortswechsel biete die Chance für einen klaren Bruch. Sr. Rosmarie zieht in die Zentrale der Menzinger-Schwwestern in Menzingen ZG. Dort soll sie Aufgaben im Bereich Kommunikation verantworten. Sr. Ursula wird künftig im Mariaheim in Einsiedeln leben, wo sie die Leitung der Gemeinschaft übernehmen wird. Fünfzehn Schwwestern leben dort, einige schon

hochbetagt. «Ich freue mich auf die Kontakte mit den älteren Mitschwwestern. Ich möchte mir Zeit für sie und ihre Lebensgeschichten nehmen», so Sr. Ursula. «Wir lassen uns nochmals ein auf einen neuen Ort, auf eine neue Gemeinschaft und eine neue Aufgabe – natürlich ist das in unserem Alter auch ein Wagnis.» In Rapperswil hätten sie ein sehr selbstständiges und unabhängiges Leben geführt. «Jetzt müssen wir uns wieder mehr in die Hierarchie einfügen», ist sich Sr. Rosmarie bewusst, «daran werde ich mich zunächst wieder gewöhnen müssen.» Auch wenn vieles noch unklar sei, lassen sie sich vertrauensvoll auf das Neue ein: «Auch die Mutter Bernarda Heimgartner, die Gründerin unserer Gemeinschaft, wagte immer wieder Aufbrüche und Neuanfänge. Sie ist für mich ein Vorbild, das mir Mut macht», sagt Sr. Ursula und Sr. Rosmarie ergänzt: «Und wir dürfen darauf vertrauen, dass der Heilige Geist uns unterstützt.»

Text: Stephan Sigg

Bild: Stephan Sigg

NEUES ANGEBOT AB 2022

Auch in Zukunft soll das Kloster Rapperswil ein «Kloster zum Mitleben» sein. Das neue Konzept ist aber noch in Entwicklung. Künftig soll das Projekt noch stärker ökumenisch ausgerichtet sein.

13 Geschichten über Hoffnung

«Durch den Lockdown fühlte ich mich komplett blockiert, wollte aber nicht resignieren», sagt der St.Galler Regisseur Thomas Lüchinger. Er erzählt, wie ihn dies auf die Idee für seinen neuen Film «Zuversicht – 13 kurze Geschichten aus der Nachbarschaft» brachte.

Der neue Dokumentarfilm «Zuversicht» des St.Galler Filmemachers Thomas Lüchinger beschäftigt sich mit Menschen, die in Brüchen leben und wie sie damit umgehen. Entstanden ist das Projekt aus der Not: Lüchinger musste zwei seiner Filmprojekte wegen der Corona-Pandemie und des Lockdowns im Frühling 2020 abbrechen. «Ich fühlte mich komplett blockiert, wollte aber nicht resignieren», sagt der 67-Jährige. In der Zeitung las er einen Bericht darüber, dass vor allem Jugendliche unter der Situation leiden und depressiv werden würden und es kaum genügend Therapieplätze gebe. «So kam ich auf die Idee, Menschen in meinem Umfeld zu fragen, was ihnen in dieser schwierigen Zeit Zuversicht gibt», sagt er. In seiner Nachbarschaft und über die sozialen Netzwerke suchte und fand Lüchinger die verschiedenen Protagonisten und Protagonistinnen seines Filmes.

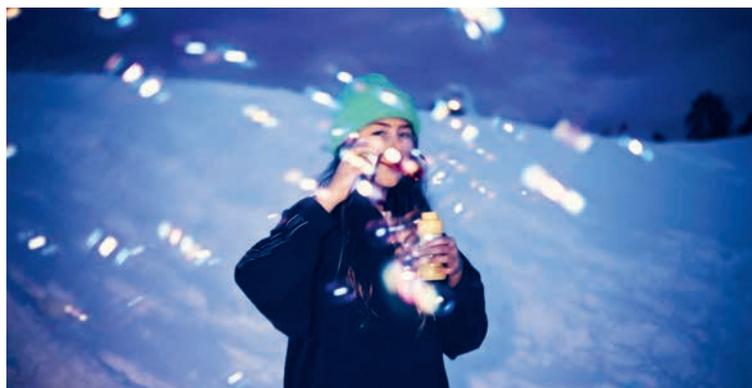
Wie der Saft im Frühling

Da ist etwa die Herisauer Puppenspielerin Kathrin Bosshard. Mit ihren Puppen zeigt sie dem Publikum die verschiedenen Seiten von uns allen auf. Da ist etwa der Maulwurf mit dunkler Sonnenbrille, der alles pessimistisch sieht. Die Maus hingegen glaubt an die Liebe. Sie sieht sich als Macherin und nicht als Opfer. «Beide Puppen sind ein Anteil von mir. Wenn ich zu lange recherchiere, dann denke ich, scheisse», sagt sie. Die Maus hingegen sei wie der Saft im Frühling, der wieder aus den Bäumen herauskomme. Auf die Bedeutung des Wortes Zuversicht angesprochen, lacht Kathrin Bosshard und dreht sich auf ihrem Stuhl kurz zur Seite. «Wenn ich dieses Wort höre, dann löst das bei mir fast schon ein Stressgefühl aus. Weil, das impliziert ja schon, dass etwas nicht gut ist», sagt sie. Es sei kein Wort, das sie gern habe.

Im Dialog mit dem Publikum

Wie Kathrin Bosshard sprechen auch die anderen Protagonisten und Protagonistinnen vor schwarzem Hintergrund. Das erweckt den Anschein, als ob sie mit den Kinogästen in einen direkten Dialog treten. Dazwischen sind Szenen aus ihrem Alltag zu sehen sowie verschneite Winterlandschaften. In der ersten Hälfte des Films bahnt sich etwa die Toggenburgerin Anita Steiner einen Weg durch die Schneemassen. Anita Steiner erkrankte mit 56 Jahren an Brustkrebs. Während ihrer Krankheit habe sie die Zuversicht verloren und sich mutlos und freudlos gefühlt, sagt sie. Geholfen habe ihr schliesslich die Er-

→ **Thomas Lüchingers Enkelin Liv Zemp, die Puppenspielerin Kathrin Bosshard und der 93-jährige Godi Zesiger sind drei der Protagonisten und Protagonistinnen im Dokumentarfilm.**



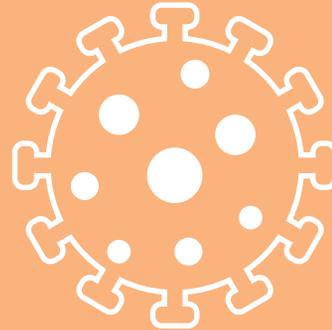
kenntnis, dass sie auch heil werden könne, auch wenn sie stirbt.

Auch den 93-Jährigen Godi Zesiger filmt Lüchinger in und vor seinem verschneiten Appenzellerhaus. Er erinnert sich an seine Jugendliebe Klärli, die unerwartet starb während er im Militärdienst im Tessin war. Er habe nur noch geweint, das sei eine grosse Erleichterung für ihn gewesen, sagt er. Er könne sich nicht vorstellen, wie man ohne Tränen Schmerz lösen könne. Godi Zesiger ist überzeugt, dass Klärli heute sein Schutzengel ist. Glücklicherweise macht ihn, wenn er morgens ohne Schmerzen aufstehen kann.

Vom Winter in den Frühling

Während des Films beginnt der Schnee zu tauen und im Abspann beginnt schliesslich der Frühling. «Der Schnee steht für den Prozess der Wandlung», sagt Lüchinger. Auch sein Film zeige zunächst Szenen aus dem Hospiz St.Gallen zum Thema Tod und ende mit dem Interview mit der Hebamme Sonja Koller. Nebst diesem Handlungsstrang – vom Sterbebett bis zur Geburt – zieht sich eine weitere rote Linie durch den Film. Alle Protagonisten und Protagonistinnen haben einen anderen Schwerpunkt. Lüchinger zeigt im Film bewusst die Unterschiede zwischen den Personen auf. «Für Godi ist Zuversicht der Glaube an etwas

Wie wirkt sich Corona langfristig auf die Kirche aus?



höheres. Der Asylbewerber Luxman Sittampalam empfindet dann Zuversicht, wenn er wahrgenommen wird», sagt er. Die St. Galler Gymnasiastin und Klimaaktivistin Miriam Rizvi stehe wiederum für Handlung und Aktion. «Mich persönlich macht es zuversichtlich, diese Vielfalt zu sehen und zu wissen, dass es Menschen gibt, die Aussergewöhnliches leisten», sagt Lüchinger. Insofern zeige der Film auf, was alle verbindet. All ihre Blicke seien im Sinne einer Vision voller Hoffnung auf einen kommenden Morgen gerichtet.

Text: Nina Rudnicki

Bilder: zVg

ZUVERSICHT

Der Film Zuversicht – mit vielen weiteren Protagonisten und Protagonistinnen wie etwa Marco Santi, früherer Ballettchef des Stadttheaters St. Gallen, Serafin und Liv Zemp, Thomas Lüchingers Grosskinder, eine Sans Papier sowie die Psychologin Verena Kast – hat am 17. Juni Premiere im Kinok St. Gallen gefeiert. Im Juli sind weitere Vorstellungen zu sehen. Der schweizweite Kinostart ist Mitte September.

→ www.zuversicht-film.ch



Thomas Lüchinger
St. Galler Regisseur

Was folgt nach der Pandemie? Schadensbegutachtung? Rückkehr zur Normalität? Zu welcher? Wie wird die neue Normalität in Seelsorge, Gottesdienst oder Caritas aussehen?

Aktuell kann man es nur erahnen. Sicher ist nur, dass uns ein Jahr Pandemie die Augen für den Zustand der Kirche geöffnet hat. Stärken und Schwächen sind sichtbarer geworden: Positiv das Seelsorgeteam, das gemeinsam alternative Formen für Gottesdienste erfunden hat. Freiwillige, die sich Zeit für Telefonate mit Menschen genommen haben, die allein waren. Jubla-Scharen, die via Gruppenchat als Gemeinschaften lebendig blieben.

Negativ: Viele Menschen haben die Gottesdienste nicht vermisst. Die meisten spürten auch zuhause keine Lust, als Familie oder in der Partnerschaft gemeinsam zu beten. Kirchenferne Menschen konnten in der Pandemie noch weniger seelsorglich erreicht werden als ohnehin. Angesichts der grössten nationalen Krise seit dem Zweiten Weltkrieg blieben die Kirchen in der Öffentlichkeit weithin unsichtbar. Der Bedeutungsverlust von Kirche und Glauben zeigte sich schonungslos. Im Coronajahr 2020 blieben die Austrittszahlen auf hohem Niveau. Viele Menschen finden in der Kirche und im Glauben kaum noch Halt.

Verbundenheit schaffen

Solche Einsichten zwingen zum Nachdenken. Die Kirche steht vor der Aufgabe, neue Normalität zu gestalten. Corona hat uns jedenfalls gezeigt, dass die alte Normalität nicht so gut war, um dort einfach wieder anzuknüpfen. Gleichzeitig lassen sich mit dem in der Pandemie Gelernten auch Schritte in die Zukunft gehen: Die Digitalisierung ermöglicht Brücken zu Menschen, die lange nicht mehr erreicht wurden. Gottesdienste und spirituelle Angebote finden ihre Teilnehmenden dann, wenn sie zielgruppenspezifisch sind. Menschen möchten persönlich angesprochen und gemeint sein. Pfarreigottesdienste «für alle», treffen längst nicht immer den richtigen Nerv. Gleichzeitig wurde auch gelernt, wo örtliche Nähe wichtig bleibt: Nachbarschaftshilfe; Achtsamkeit für Sorgen der Mitmenschen; unkomplizierte Hilfe bei alltäglichen Schwierigkeiten; ein Lächeln in der Schlange beim Einkaufen. Das schafft Verbundenheit. Menschen spüren dann, dass sie nicht egal sind, dass sie gesehen werden.

Neue Normalität wagen

Schliesslich gab es vorsichtige Versuche, Menschen neu mit dem Glauben in Berührung zu bringen: spirituelle Impulse, Anregungen zum Beten, Tipps für einen biblischen Zwischenhalt in der Familie. Wir haben gelernt, dass dem Glauben Erwachsener viel zu wenig Sorge getragen wurde. Hier braucht es noch mehr Ausprobieren und Experimentieren. Ob die Kirchaustritte dauerhaft weiter steigen, hängt auch vom Mut ab, nach der Pandemie eine neue Normalität zu wagen.

Arnd Bünker

Leiter Schweizerisches Pastoralsoziologisches Institut (SPI), St. Gallen

KINDER

Eine 6 für dein Lachen

Bald schon gibt es Zeugnisse. Ärgerst du dich über manche Noten? Welche Noten würdest du dir geben? Was findest du an dir sehr gut?

ZEUGNIS

Vorname/Name: _____

Klasse: _____

NOTE: _____

Du hast ein grosses Herz: Wenn jemand einsam oder traurig ist, bist du sofort für ihn da und hilfst ihm oder heiterst ihn auf. Du kümmerst dich auch gerne um Tiere oder die Natur.

NOTE: _____

Warum gibt es keine Note dafür, wer wie oft und am meisten lacht? Logisch: So etwas kann man nicht bewerten und es ist auch kein Wettbewerb. Aber wie fröhlich bist du? Wie oft lächelst du am Tag?

NOTE: _____

Du lässt dich von Stress nicht beeindrucken – wenn andere hetzen oder Panik bekommen, bleibst du ganz gelassen.

NOTE: _____

Fallen dir auch ständig witzige Idee ein und dein Kopf sprudelt nur so von Fantasie? Du verzauberst gerne kleinere Kinder mit deinen Geschichten – aber auch die Erwachsenen freuen sich, wenn du ihnen eine Geschichte erzählst.

NOTE: _____

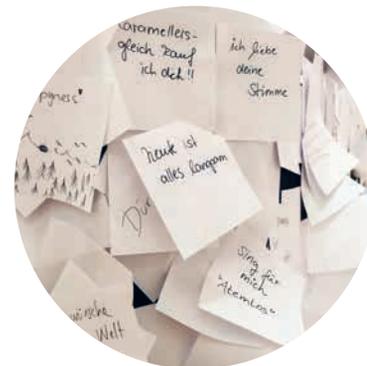
Du bist sehr neugierig und betrachtest deine Umgebung immer sehr aufmerksam. Deshalb siehst du immer wieder neue schöne Dinge. Du bist immer wieder erstaunt, was du alles entdeckst und staunst darüber.

Unterschrift: _____

Du kannst diese Seite auch für jemanden aus der Familie oder einen Freund ausfüllen: Schenk ihm dieses Zeugnis oder leg es in den Briefkasten.

Ein Sofa voller Tagträume

St.Gallen. «Ich wünsche eine Welt in Vertrauen mit dem anderen» und «Sorglos den Moment geniessen. Nur im Jetzt sein. Befreit»: Das sind zwei von unzähligen Tagträumen, die auf Post-its festgehalten und auf ein Sofa im Museum im Lagerhaus in St.Gallen geklebt sind. Dort sind im Rahmen der aktuellen Ausstellung «Living Museum Wil – Tagträume» alle Besucherinnen und Besucher aufgefordert, aus ihren Tagträumen ein gemeinsames Kunstwerk entstehen zu lassen. Das Living Museum Wil stellt eine Art Kunstasyl dar, in welchem Menschen mit psychischen Erkrankungen schöpferisch tätig sind. Es ist Atelier und Ausstellungsraum zugleich und momentan noch bis zum 11. Juli im Museum Lagerhaus zu Gast. (nar)



Hilfe für traumatisierte Kriegskinder

St.Gallen. Der Katholische Konfessionsteil des Kantons St.Gallen überweist 10000 Franken aus dem Budget Katastrophenhilfe an die Caritas Schweiz. In Ost-Ghouta bei Damaskus wird mit Spendengeldern eine zerschossene Schule renoviert. Viele Kinder in Syrien kennen nur Gewalt und Krieg, sie sind teils schwer traumatisiert. Die Schule sei für sie ein Hort des Friedens, heisst es in der Medienmitteilung von anfang Juni. Die Caritas Schweiz leistet seit 2012 Nothilfe in Syrien, aber auch in den Nachbarländern Jordanien und Libanon. Bisher hat das Hilfswerk rund 600000 Menschen in der Region geholfen. Die Caritas führt angesichts der weiterhin sehr schwierigen Situation ihre Nothilfe weiter und intensiviert gleichzeitig die Unterstützung im Bildungsbereich. Im vergangenen Jahr hat der Katholische Konfessionsteil insgesamt 50000 Franken für Nothilfe in Indien (Corona-Pandemie), Beirut (Explosionskatastrophe) und in der Ostschweiz (Härfälle Corona-Pandemie) an die Caritas überwiesen. Gesamthaft stehen für Entwicklungs- und Nothilfe über eine Million Franken pro Jahr zur Verfügung. (pd/nar)

BISTUM ST. GALLEN



Frauen in die Führung berufen

St.Gallen. Was kann die Kirche von der Wirtschaft lernen? Mehr Frauen in Führungspositionen berufen, sagt die Ökonomin Giulia Mennillo. Sie wurde von der HSG promoviert und forscht in Singapur. «Ein erster Schritt wäre, wenn die katholische Kirche auf circa 50 Prozent des Humankapital-Pools für die leitenden Stellen zurückgreifen würde. Dieses Argument ist in der Wirtschaft auch nicht auf taube Ohren gestossen. Kirche, du kannst das auch!» Mit diesem Beitrag auf Twitter kommentierte die Katholikin die vielen freiwerdenden Stellen im kirchlichen Bereich, die bislang vor allem mit Männern besetzt waren. Die entsprechende Meldung findet sich auf kath.ch unter dem Stichwort «kirchliches Spitzenpersonal gesucht.» (kath.ch)



Claudius Luterbacher wird neuer Caritas-Präsident

St.Gallen. Der Kanzler des Bistums St.Gallen, Claudius Luterbacher (42), wird neuer Präsident von Caritas Schweiz. Anders als bisher steht kein Politiker, sondern ein Mitglied einer Bistumsleitung an der Spitze. Die Caritas werde dadurch nicht klerikaler, kündigt Luterbacher an. Für einen ehemaligen Politiker sei das Spannungsfeld anspruchsvoller, weil hinter ihm eine Partei, Netzwerke und Verpflichtungen stehen. «Ich denke, ich bin da freier», sagt Luterbacher. Er hat die Arbeit der Caritas St.Gallen-Appenzell als Vizepräsident und von Caritas Schweiz als Präsidiumsmitglied ken-

nengelernt. Aufgewachsen ist er in Abtwil. Nach der Matura an der Kantonsschule St.Gallen studierte er an der Universität Freiburg Theologie und Ökonomie und doktorierte im Bereich der Wirtschafts- und Sozialethik. Von 2007 bis 2009 studierte er berufsbegleitend Kirchen- und Staatskirchenrecht an der Universität Strassburg. Seit dem 1. November 2012 ist er Kanzler des Bistums St.Gallen. «Die Caritas macht eine exzellente Arbeit – vor der eigenen Haustür bis zum Libanon, Mali oder Nepal. Die Caritas schaut dorthin, wo andere wegschauen. Das reizt mich», sagt er. (pd/nar)

Tipp



Von der Rolle – wer hat die Hosen an und wer wäscht sie?

Was, wenn die Mutter das Geld verdient und der Vater die Kinder betreut? Der Dokfilm der Schweizer Filmemacherin Verena Endtner blickt in den Alltag von modernen Familien ohne traditionelle Rollenverteilung. Sie ermuntert auf witzige Weise, sich mit eigenen Vorurteilen und Geschlechterstereotypen auseinanderzusetzen. «Die Männer in der Schweiz sagen zwar, sie möchten vermehrt Teilzeit arbeiten, aber nur einer von 10 macht es auch wirklich», so Verena Endtner. «Es ist an der Zeit, dass sich das ändert.»

Freitag, 16. Juli, SRF1, 22.25 Uhr

Fernsehen



Hoffnung in der Krise

Durchhalteparolen sollen über eine Durststrecke hinweghelfen. Was aber, wenn das Streckenende nicht in Sicht ist? Spätestens, wenn sich das Gefühl von Überforderung und Ohnmacht breit macht, stellt sich die Frage nach Hoffnung und Optimismus. Doch lassen sich diese herbeireden und gar erlernen? Wer oder was bringt Hoffnung, und ist sie ohne Angst überhaupt denkbar? Hartmut von Sass im Gespräch mit Amira Hafner al-Jabaji.

→ **Sonntag, 4. Juli, SRF1, 10.30 Uhr**



Die singende Nonne

Wegen des Kontrollwahns ihrer Mutter beschliesst Ende der 1950er Jahre die wallonische Bäckerstochter Jeannine Deckers, ihr Elternhaus zu verlassen und Nonne in einem Dominikanerkloster zu werden. Doch die rebellische junge Novizin kann sich den älteren Klosterschwestern nur schwer unterordnen. Ihr einziger Lichtblick ist das Singen. Schon bald wird ihr Talent entdeckt. Mit ihrem selbst komponierten Lied «Dominique» erlangt sie Weltruhm.

→ **Montag, 19. Juli, Arte, 22.15 Uhr**



Das Geschäft mit den Haustieren

Das Geschäft mit Haustieren ist in der Schweiz ein Milliardenbusiness. Allein für Tierfutter werden über 600 Millionen Franken pro Jahr ausgegeben. Dazu kommen teils horrende Tierarzt-Rechnungen für Operationen vom Knochenbruch über künstliche Hüftgelenke bis hin zu Krebsbehandlungen. Jeder dritte Haushalt hält sich eigene Tiere. Wieso hängen die Schweizer so an ihren Haustieren? Eine Woche lang geht Sabine Dahinden in «Schweiz Aktuell» diesen Fragen nach.

→ **ab Montag, 26. Juli, SRF1, 19.00 Uhr**

Radio

Mit Gesprächen den Klimawandel stoppen – ist es gelungen?

Einen veganen Tag, das Auto auch mal stehen lassen: So lauteten die Vorsätze der Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Klimagesprache letztes Jahr. Sie hatten sich an fünf Abenden getroffen, um mehr über einen klimaschonenden Lebenswandel zu erfahren. Organisiert hatten die Gespräche die christlichen Hilfswerke Brot für Alle und Fastenopfer. Nun, ein Jahr später, trifft sich die Gruppe wieder. Was hat sich verändert in ihrem Leben?

→ **Sonntag, 4. Juli, SRF2 Kultur, 8.30 Uhr**

Was Kleidung (nicht) über Religion und Gender erzählt

Können wir Mode und (religiöse) Kleidung überhaupt noch lesen? Was bedeutet es, wenn ein Superstar sich in typischen Frauenkleidern für die Vogue fotografieren lässt? Gregor Emmenegger und Elke Pahud de Mortanges befassen sich beide aus theologischer Perspektive mit Dresscodes und Selbstinszenierung.

→ **Sonntag, 18. Juli, SRF2 Kultur, 8.30 Uhr**

Bilder: ALOCO-Films

Bilder: SRF / Xenix Filmdistribution GmbH / Pixabay

Agenda

Tagesseminar Demenz

Donnerstag, 26. August 2021, 9.30–18.30 Uhr

Dieses Tagesseminar unterstützt speziell Pflegepersonen und Beratende im Umgang mit Menschen, die von Demenz betroffen sind. Der entsprechende Umgang mit desorientierten Menschen erleichtert das Miteinander aller Beteiligten! Im Idealfall können sich auch zudem Beziehungen in den Pflegeteams, genauso mit den An- und Zugehörigen verbessern. Teilnehmerinnen und Teilnehmer erfahren, wie sie mit Humor und Kompetenz mit Menschen mit Demenz in Verbindung treten. Referentin ist die Wienerin Rosmarie Fink, VTI Validation® Lehrerin. Kurskosten: 120 Franken (exkl. Mittagessen). Infos und Anmeldung: Schwester M. Monja Schnider, Telefon 081 511 61 50, programm@neuschoenstatt.ch.
→ **Zentrum Neu-Schönstatt, Quarten**

Kinderdorf Pestalozzi: Ausstellung zum Jubiläum

Die Stiftung Kinderdorf Pestalozzi wird heuer 75 Jahre alt. Aus diesem Anlass hat die Stiftung eine neue, interaktive Ausstellung zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Kinderdorfes in Trogen entwickelt. Die Ausstellung will alle Sinne ansprechen und findet im ganzen Kinderdorf statt. Öffnungszeiten und mehr: www.pestalozzi.ch/de/services/jubilaeumsausstellung.

→ **Kinderdorf Pestalozzi, Kinderdorfstrasse 20, Trogen**

Kurs Traumapädagogik Dienstag bis Donnerstag, 21. bis 23.9.2021

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer setzen sich während drei Tagen mit zentralen Fragen der Traumapädagogik bzw. einer «traumaheilenden Pädagogik» auseinander. Wie kann ich als Bezugsperson Kinder und Jugendliche mit traumatischen Erfahrungen besser verstehen? Wie kann ich angemessen auf sie eingehen? Wie können Kinder und Jugendliche stabilisiert und ihre Selbstheilungskräfte gestärkt werden? Das Seminar richtet sich an Adoptiv- und Pflegeeltern sowie an Fachpersonen, die Pflege- und Adoptivfamilien begleiten. Die Seminarleitung obliegt Irmela Wiemann, Diplom-Psychologin, Psychotherapeutin. Anmeldung und Infos: kompetenzzentrum@tipiti.ch, Telefon 071 911 94 80.

→ **Wil**

Mentales Training für Alleinerziehende 26.8. bis 2.12.2021, jeweils Donnerstag- vormittag in Teufen

Die Seelsorgeeinheit Gäbris organisiert ein mentales Training für Alleinerziehende. Unter der Leitung von Tammy Mock, Lehrcoach für The Work of Byron Katie, können Alleinerziehende lernen, Stress für sich zu nutzen. Sie werden mental gestärkt und können sich in der Gruppe über die Herausforderungen im Alltag austauschen. Der Kurs ist offen für alle. Kinderbetreuung wird angeboten. Die Teilnahme ist online oder vor Ort möglich.

→ **Infos und Anmeldung: www.kath-teufen.ch**

Die Ikone

In meinem Arbeitszimmer hängt eine Ikone. Sie zeigt Christus Pantokrator. Die rechte Hand ist zum Segen erhoben. Daumen, kleiner und Ringfinger berühren sich. Mittel- und Zeigefinger sind gestreckt.

Es ist das handfeste Glaubensbekenntnis der Orthodoxie: Eine Hand – ein Gott. Zwei erhobene Finger – zwei Naturen. Drei verbundene Finger – die Dreifaltigkeit: Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist.

Die aufgeschlagene Bibel ruht auf dem linken Arm. Sie erzählt von Jesus Christus. Durch Jesus kenne ich seinen Glauben an den einen Gott Israels, den er an rund 80 Stellen als seinen Vater bezeichnet. Ich darf Jesu Wort vertrauen, der Heilige Geist führt mich tiefer und tiefer in Gottes Geheimnis ein.

Patriarchale Sprache

Der Blick auf die Ikone führt mir meinen Loyalitätskonflikt vor Augen. Die Sprache der Bibel sei nicht gendgerecht: Vater, Sohn und Geist wären maskuline und damit patriarchale Begriffe. Als Mutter-Vater müsse Gott benannt, als Geistin müsse Gottes Geist angerufen werden.

Die patriarchale Sprache diskriminiere die Hälfte der Menschheit. Bemühungen um eine politisch korrekte Sprache sind mir bekannt. Gemäss Sprechakttheorie wirke sich eine veränderte Sprache auf das Bewusstsein aus.

Was gewichte ich höher? Die Treue zur biblischen Sprache? Oder ein gendgerechtes Sprechen aus Solidarität mit jenen, welche durch die patriarchale Sprache verletzt sind?

Wäre ich Mönch auf Athos, dürfte ich schweigen und Ikonen malen.



Erich Guntli

Pfarrer der Seelsorgeeinheit Werdenberg

Vreni Peterer
gewann den
Schreib-
wettbewerb der
Seelsorgeeinheit
Werdenberg.



«Der Hoffnung einen Schubs geben»

Geschichten über die Hoffnung – Geschichten, die Hoffnung machen. Zahlreiche Texte wurden beim Schreibwettbewerb der Diakoniewoche Werdenberg eingereicht. Die Jury kürte Vreni Peterer aus Schlatt AI zur Siegerin. Das Pfarreiforum druckt ihre Geschichte.

Fast ein Jahr lang war ich mir sicher: Corona kann und wird mich nicht stoppen, wenn es darum geht für betagte Mitmenschen da zu sein. Ihnen mit einem spontanen Telefonanruf oder einer Postkarte eine kleine Freude zu bereiten. Freude, die zu mir zurückkam wie ein Boomerang. Freude, die meine Energie immer wieder erneuerte. Freude, die sich in meinem Herzen einnistete. Ich wurde fast süchtig danach, Freude zu schenken und Freude zu empfangen. In dieser schwierigen Zeit tat das einfach nur gut. Das war es, was mich lange Zeit trug. Jede neue Bestimmung aus Bern schmälerte jedoch meine Hoffnung auf einen baldigen «normalen» Alltag, der für mich bedeutet: Betagte mit einem Händedruck begrüßen, sie mit einer körperlichen Berührung trösten oder mit ihnen singen. All das fehlte mir immer mehr – und frustrierte mich zunehmend.

«Covid-19 hat mich nun doch gestoppt», musste ich mir Anfangs 2021 zugestehen. Ich sah überall nur noch unsichtbare Grenzen, die mich daran hinderten, in meiner kleinen Welt etwas für ältere Mitmenschen zu tun. Wie vielen anderen Menschen war mir in dieser Zeit klar: Gerade betagte Frauen und Männer in Alters- und Pflegezentren benötigen Zeichen der Hoffnung und des Vertrauens. Das Vertrauen darauf, dass sie von der Aussenwelt nicht vergessen werden. Hoffnung hatte vielen von ihnen in ihrem langen Leben geholfen, schwierige Zeiten zu überstehen. Die Corona-Pandemie ist auch für sie eine nie gekannte Bedrohung, die an ihrer Hoffnung nagt. Irgendwoher spürte ich ihn dann, diesen Schubs, der meiner Hoffnung wieder Auftrieb gab. Ich meine jene Hoffnung, die mir ins Ohr flüsterte: «Es gibt viele Wege um die Schutz-Gren-

zen zu den betagten Menschen zu überwinden, auch ohne eine physische Begegnung». Aus all meinen Gedanken und dem Wunsch, im Kleinen etwas Sinnvolles zu tun, entstand das Projekt «Schenk einen Brief». Ich überfiel die Caritas St. Gallen-Appenzell mit dieser Idee... und stiess auf offene Ohren. Wiederum spürte ich diesen Schubs, der meine Hoffnung nährte, das Brief-Projekt möge bitte zustande kommen. Das Konzept passte in das bestehende Caritas-Projekt «Geheime Wünsche», bei dem Wünsche von Bewohnerinnen und Bewohnern in Alters- und Pflegeheimen erfüllt werden. Wegen Corona können seit über einem Jahr jedoch keine solchen Wunscherfüllungen stattfinden. Weshalb ich das Brief-Projekt nicht alleine durchzog? Mir ist es einfach wohler, es nicht in eigener Verantwortung zu stemmen, einen Rückhalt zu spüren und die Hoffnung zu teilen, dass «Schenk einen Brief» auf gutes Echo stösst. Diese Hoffnung erfüllte sich: Rund 60 Personen – Frauen und Männer jeden Alters und zwei Schulklassen – meldeten sich innerhalb weniger Tage, um betagten Mitmenschen in Innerrhoder Alters- und Pflegezentren einen Brief zu schreiben. An ältere Menschen, die sie gar nicht kennen. Sie erhielten einzig und alleine Empfängernamen wie zum Beispiel «Herr Manser» oder «Frau Fässler».

Erst jetzt wird mir bewusst: «Schenk einen Brief» ist mit vielen Hoffnungen verbunden: dass es trotz Covid-19 Wege gibt um Grenzen zu betagten Mitmenschen zu überwinden, dass aus einer Idee etwas Gutes entsteht, dass es andere gibt, die das Projekt mittragen, dass man beim Brief-Schreiben die richtigen Worte findet oder man der Hoffnung von betagten Menschen einen Schubs geben kann.

Auflage 122'930, erscheint 12 mal im Jahr.
7. Ausgabe 2021, 1. bis 31. Juli 2021
Adressänderungen: bitte wenden Sie sich
direkt an Ihr Pfarramt.

Gestaltungskonzept: Die Gestalter AG, St. Gallen
Layout: Cavelti AG, Gossau
Druck: Niedermann Druck AG, St. Gallen

Herausgeber: Verein Pfarrblatt im Bistum St. Gallen
Redaktion: Stephan Sigg (Leitung),
Rosalie Manser, Nina Rudnicki
Webergasse 9, Postfach, 9004 St. Gallen
T 071 230 05 31, info@pfarreiforum.ch